

Englands Großmeister der Angst
GRAHAM MASTERTON

DAS BILDNIS DES
BÖSEN

Aus dem Englischen von Hans Schuld

FESTA

Die englische Originalausgabe *Family Portrait*
erschien 1985 im Verlag Arrow Books.
Copyright © 1985 by Graham Masterton

Einmalige Vorzugsausgabe Oktober 2024
Limitiert auf 999 Exemplare
Titelbild: Germán Castro · VISIVA/99design
Copyright © dieser Ausgabe
2024 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

1

Bouillon, 12. November

Er wusste sofort, dass sie das passende Opfer war, als er sie mit ausgestrecktem Daumen und ihrem roten Nylonrucksack unter den Lindenbäumen stehen sah. Er fuhr noch 30 oder 40 Meter weiter, dann hielt er mit laufendem Motor am Straßenrand und beobachtete sie im Rückspiegel.

Sie hob ihren Rucksack auf, ging zwei Schritte auf ihn zu und zögerte. Offensichtlich war sie unsicher, ob er ihretwegen angehalten hatte oder nicht. Sie ist hübsch, dachte er. Sie ist perfekt.

Es war ein fast gespenstischer Morgen. Dichter Nebel hing über der Semois. An den Uferhängen drängten sich die alten Häuser von Bouillon wie verlassene Nester von Mehlschwalben und Zaunkönigen. Es war November in den Ardennen, eine Zeit der nassen Blätter, der tropfenden Bäume und der endlosen Stille. Eine Zeit, in der die Wolken so tief hingen, dass man leicht glauben konnte, der Rest der Welt wäre komplett verschwunden.

Das Mädchen hatte sich seinen Rucksack über die Schulter geworfen und kam auf ihn zugelaufen. Er nahm eine Zigarette aus einem goldenen Zigarettentui, zündete sie aber nicht an. Als das Mädchen sich

der schwarzen Limousine näherte, kurbelte er das Fenster herunter. In der Morgenluft lag ein scharfer Geruch nach geräuchertem Fleisch, Tabak und Flusswasser.

»*Merci, Monsieur*«, keuchte das Mädchen. »*Je suis en voyage à Liège.*«

»*A Liège?*« Er lächelte, und obwohl er im Auto saß, konnte das Mädchen erkennen, dass er sehr groß war, gut 1,90. Er hatte ein kantiges, aristokratisch wirkendes Gesicht. Graues, nach hinten gekämmtes Haar, eingefallene Wangen, Augen mit schweren Lidern. Ein schmaler, feiner Mund. Er trug einen grauen, eindeutig maßgeschneiderten Anzug, der zweifellos ein Vermögen gekostet hatte. Sein cremefarbenes Oberhemd war ebenso von hervorragender Qualität. An seinem linken Handgelenk trug er eine Piaget-Uhr, die so unauffällig schlicht aussah, dass sie irrsinnig teuer gewesen sein musste, und seine Finger, die entspannt auf dem Lenkrad ruhten, hatten tadellos polierte Nägel.

»*Allez-vous vers Liège?*«, fragte das Mädchen mit starkem amerikanischen Akzent, und aus der Nähe war unverkennbar, wie amerikanisch sie aussah. Dunkelblondes Haar, zu langen Zöpfen geflochten, große kobaltblaue Augen und ein unschuldig-provokanter Mund mit vollen Lippen und gesunden weißen Zähnen. Sie war jünger und kleiner, als er gedacht hatte, obwohl sie unter ihrem gelben Steppanorak genau die rundliche Figur zu haben schien, wie er sie schätzte.

»Sie sind Amerikanerin?«, fragte er.

»Ja«, sagte sie und musterte ihn neugierig, weil er ebenfalls mit amerikanischem Akzent sprach. Dem

Klang nach stammte er aus einer der besseren Regionen Neuenglands. Cape Cod vielleicht oder aus dem ländlichen Connecticut. »Sie sind auch aus Amerika? Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, wenn ich frage.«

»Bitte«, sagte er, »steigen Sie ein. Ich kann Sie nicht bis nach Lüttich bringen, aber zumindest bis nach Rochefort, und von dort aus sollten Sie problemlos eine Mitfahrgelegenheit finden.«

»Ich glaube, Sie haben mir das Leben gerettet«, sagte das Mädchen. »Ich hatte schon geglaubt, ich würde für immer und ewig dort stehen.«

Er beugte sich vor und öffnete ihr die Beifahrertür. Sie warf ihren Rucksack auf den Rücksitz und stieg ein. »Wenigstens habe ich es heute Morgen geschafft, ein Bad zu nehmen und mir die Haare zu waschen.«

»Schön«, antwortete er. Er selbst duftete nach dem Eau de Cologne von Christian Dior.

»Das ist ein wunderschönes altes Auto«, bemerkte sie, als sie ihre Tür schloss. »Allein diese Holzverkleidungen. Bestimmt echtes Holz.«

»Es ist eine Vanden Plas Princess Limousine, Vierliter«, sagte er. »Sie wurde in den 1960er-Jahren in England für Graf Louis de Rochelle gebaut. Er erlaubt mir, sie von Zeit zu Zeit zu benutzen, wenn ich das Bedürfnis verspüre, unter die Leute zu gehen.«

»Sie sind mit einem Grafen befreundet?«

Er lächelte flüchtig. »Meine Familie hat den größten Teil der Nachkriegsjahre in seinem Schloss gelebt. Er verbringt die meiste Zeit in Südfrankreich, daher sehen wir nicht viel von ihm. Er spielt, wissen Sie? Er hat mehr Geld geerbt, als gut für ihn ist, und er verspürt das Bedürfnis, es wegzuzwerfen.«

Ohne zu blinken, fuhr er los, wobei das Getriebe des Wagens aufheulte. »Ich sollte mich vorstellen«, sagte er und streckte seine Hand aus. »Ich bin Maurice Gray.«

»Müsste ich Sie kennen?«, fragte das Mädchen. Er hatte seinen Namen auf eine Weise genannt, dass es so klang, als erwartete er dies.

»Nein, natürlich nicht. Ich bin zwar gebürtiger Amerikaner, aber ich lebe schon zu lange im Ausland, als dass sich irgendjemand an mich erinnern könnte. Erst vergangene Woche habe ich im *Time Magazine* gelesen, dass mein allerletzter Bekannter aus alten Zeiten verstorben ist.«

Das Mädchen wollte gerade erwidern, dass er gar nicht so alt aussehe, 55 vielleicht, höchstens 60. Aber dann entschied sie, dass es wahrscheinlich höflicher wäre, nichts zu sagen, und so erwiderte sie nur lächelnd: »Na ja, tempus fugit«, was schrecklich nach College-Weisheit klang, aber besser war, als etwas Peinliches zu sagen. Ihre Mutter leistete sich regelmäßig solche Peinlichkeiten, wie zum Beispiel einen Doktor der Philosophie zu bitten, sich ihre Ballenzehen anzusehen, und sie hatte sich immer geschworen, dass ihr so was nie passieren würde.

»Ich bin Alison Shrader«, sagte sie. »Ball State University, Muncie, Indiana.«

»Ach was. Muncie? Ich kannte einmal einen Optiker aus Muncie. Er beging kurz nach dem Krieg Selbstmord.«

Alison wusste nicht, was sie darauf sagen sollte. Sie fuhren über die alte Steinbrücke, und unter ihnen lag der Nebel auf dem Fluss wie eine bedrückende Erinnerung.

»Haben Sie schon gefrühstückt?«, fragte Maurice Gray.

Alison deutete zum anderen Flussufer, wo es zwei oder drei etwas schäbig aussehende Cafés gab. »Ja, im Café de la Citadelle«, sagte sie und sprach den Namen aus, als wäre es das großartigste Restaurant in Belgien. »Blutwurst und ein Glas Stella. Es war toll. Na ja, nicht schlecht. Essbar.«

Maurice Gray lächelte. »Ich hoffe, Sie wissen, woraus Blutwurst besteht.«

»Daran müssen Sie mich nicht erinnern. Aber es ist nahrhaft, und ich konnte mir nichts anderes leisten. Ich versuche, mit 150 Francs pro Tag auszukommen.«

»Sehr lobenswert. Mit 150 Francs pro Tag kann man wie ein König leben, wenn man weiß, wo man essen kann, und wenn man reiche Freunde hat.« Er steuerte den Wagen mit einer Hand durch die Seitenstraßen der Stadt und holte ein Zigarettenetui aus seiner Jacke. »Möchten Sie eine Zigarette?«

»Ich rauche nicht«, sagte Alison. »Aber lassen Sie sich bitte nicht abhalten.«

»Nein, nein.« Maurice Gray öffnete das Etui und schob seine noch nicht angezündete Zigarette wieder hinein. »Ich respektiere es selbstverständlich, wenn jemand nicht raucht.«

»Das ist ein wunderschönes Etui«, sagte Alison.

»Ja, mein Vater hat es mir geschenkt, als ich in den Sudan musste. Eine Seite ist so blank poliert, dass man sie als Heliograf verwenden könnte.«

Er drehte das Etui hin und her und tat so, als würde er Morsebotschaften durch die Wüste schicken. »Kamele ... sterben ... Schickt ... Champagner ...«

Er verlangsamte das Tempo, als sie ein laut knatterndes Moped einholten, das ein alter Mann mit Baskenmütze steuerte. Hinter ihm saß seine stämmige Frau, die mehrere Baguettes, Sellerie und Wurst in den Armen hielt.

»Sie leben wirklich in einem Schloss?«, fragte Alison.

»In keinem sehr eleganten, das muss ich leider sagen. Nun ja, davon gibt es auch nicht mehr viele. Sie alle wurden im Laufe der Jahre von diversen Armeen geplündert und die meisten dabei entsprechend übel zugerichtet. Unseres ist keine Ausnahme.«

Sie fuhren aus Bouillon heraus und die kurvenreiche Straße bergauf zur Hauptstraße nach Lüttich. Über den Feldern zu beiden Seiten lag bleicher Nebel, und die weißen friesischen Rinder wirkten wie auf einem Gemälde von Bruegel. Oben auf der Anhöhe befand sich ein riesiges Denkmal für die Opfer des Zweiten Weltkriegs, eine zusammengeschweißte Ansammlung verrosteter Schwerter und Pflugscharen. Im Nebel wirkte es wie das primitive Symbol einer heidnischen Schlacht.

»Ich glaube, ich bin sozusagen auf einer Pilgerreise«, sagte Alison.

»Eine Pilgerreise?« Maurice Gray warf einen Blick auf ihre ausgebleichten Jeans und die verdreckten Turnschuhe. Sie hatte das typische amerikanische Aussehen, sommersprossig und frisch, wie eine Mischung aus Marilyn Monroe, Candice Bergen und Bo Derek. »Was für eine Pilgerreise? Eine geistliche oder weltliche?«

»Mein Vater hat hier während des Krieges gekämpft. In der Ardennenoffensive.«

»Ah«, sagte Maurice Gray. Es klang seltsam gleichgültig.

»Er wurde in Lüttich verwundet«, fuhr Alison fort. »Eine deutsche Mörsergranate, das hat er gesagt. Die Splitter sind in seinen Kopf gedrungen.« Sie berührte ihre linke Schläfe mit den Fingerspitzen, als spürte sie die Verletzungen selbst.

»Ich weiß natürlich nicht, wie er war, als meine Mutter ihn kennenlernte, aber sie hat immer erzählt, dass er ein lustiger Bursche gewesen sei. Ich kann mich nur daran erinnern, dass er sehr distanziert war, sehr unnahbar. Man redete mit ihm und merkte auf einmal, dass er in Gedanken ganz woanderes war. Mama hat immer gesagt, als er aus dem Krieg zurückgekommen sei, habe sie das Gefühl gehabt, ihn verloren zu haben, als wenn er getötet worden wäre. Er war nicht mehr der Mann, den sie geheiratet hatte. Er sah noch so aus und redete so, aber er war es nicht mehr. Ich glaube, sie ist nur mit mir schwanger geworden in der Hoffnung, dass er dadurch wieder zurückfinden würde zu ihr, zurück ins Leben, raus aus seinen Erinnerungen oder was auch immer.«

Maurice Gray schwieg eine Weile und sagte dann mit hörbarem Bedauern: »Es gab sehr viele Tragödien während des Kriegs. Und es ist ganz richtig, dass Sie hierhergekommen sind, um sich daran zu erinnern.«

Alison wischte mit dem Ende ihres roten Strickschals die beschlagenen Autofenster frei. »Mein Vater ist letztes Jahr gestorben. Ich hatte das Gefühl, dass ich mir den Ort ansehen müsste, an dem er verwundet wurde, der letzte Ort, an dem er tatsächlich er selbst war. Ich dachte, das würde mir vielleicht helfen, ihn

zu verstehen. Ich weiß nicht. Auf irgendeine seltsame Weise hatte ich gehofft, er wäre vielleicht noch hier. Klingt das dumm?«

Maurice Gray schüttelte den Kopf. »Wer sind wir, um sagen zu können, welche Teile des menschlichen Wesens überleben, wenn der Mensch nach herkömmlicher Ansicht schon tot ist?«

»Eigentlich wollte meine Freundin mitkommen«, sagte Alison. »Aber dann hat sie ihre Meinung geändert. Na ja, eigentlich haben ihre Eltern es ihr ausgedeutet. Sie waren nämlich mit der Geisterjagd, wie sie es nannten, nicht einverstanden.«

Maurice Gray lächelte. »Nun, die Leute aus Muncie, Indiana, sind nicht gerade bekannt dafür, weltoffen und kultiviert zu sein, oder?«

»Ich komme aus Muncie – vielen Dank.«

»Natürlich. Aber es gibt immer leuchtende Ausnahmen, wofür Sie ein sehr gutes Beispiel sind.«

Er war inzwischen von der Hauptstraße abgelenkt und fuhr die gerade, schmale Straße nach Rochefort entlang. Der Nebel begann sich zu lichten, die Sonne beschien die Felder, die grau gestrichenen Scheunen und die Bäume mit ihren Herbstfarben.

»Ist es noch weit bis zu Ihrem Schloss?«, fragte Alison.

»Nicht weit. Es liegt etwas außerhalb eines kleinen Dorfes namens Vêves. Ich glaube nicht, dass Sie davon je gehört haben.«

Alison schüttelte den Kopf. Das Sonnenlicht erfüllte plötzlich den Innenraum des Wagens und funkelte auf dem blank polierten Armaturenbrett aus Walnussholz.

»Sie haben es wohl eilig, nach Lüttich zu kommen?«

»Nicht besonders. Ich habe noch eine ganze Woche hier in Europa.«

»Nun ja, es war nur ein Gedanke«, sagte Maurice Gray.

»Was denn?«

Er lächelte etwas verlegen. »Ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht Lust hätten, sich mein Schloss anzusehen und mit mir zu Mittag zu essen. Ich mag es nämlich gar nicht, allein zu sein, deshalb habe ich auch angehalten und Sie gefragt, ob Sie mitfahren möchten. Ich liebe Gesellschaft und lebhaftes Gespräch. Aber Sie sollen sich nicht verpflichtet fühlen. Wenn Sie es vorziehen, fahre ich Sie direkt nach Rochefort und bin deswegen ganz und gar nicht gekränkt.«

Alison konnte nicht anders, als ihn anzulächeln. »Sie sind so herrlich altmodisch. Verzeihung, ich meine das absolut nicht unhöflich. Ich finde das wirklich wunderbar. Ihre Manieren sind so – ich weiß nicht – wie in einem Film. *Vom Winde verweht* oder so was.«

»Nun, ich lebe schon ziemlich lange hier in Europa«, erwiderte Maurice Gray. »Die Menschen hier sind alle sehr charmant. Ich nehme an, der Charme ihrer Manieren färbt ab.«

Alison öffnete den Reißverschluss ihres Anoraks. Mit einem verstohlenen Seitenblick musterte Maurice Gray die Rundung ihrer Brüste unter einem weichen weißen Pullover und das helle Glitzern eines silbernen Kreuzifixes.

»Es ist wirklich warm in diesem Auto. Entschuldigen Sie, dass ich das so unverblümt sage.«

»Die Heizung hat nur zwei Einstellungen: Antarktis und Hades.«

Alison lachte. »Soll ich wirklich zum Mittagessen mitkommen? Wird das niemanden verärgern?«

»Wen sollte das verärgern?«

»Ich weiß nicht. Haben Sie keine Bediensteten oder so was?«

»Doch, wir haben Bedienstete. Aber sie sind eben dazu da, um uns zu dienen. Wir haben nicht diese Personalprobleme wie die Menschen in den Vereinigten Staaten. Unsere Hausangestellten sind hilfsbereit und gehorsam – wie sie es früher waren in den guten alten Zeiten.«

»Na ja, solange es in Ordnung ist.«

Maurice Gray hob eine Hand, als wollte er sie auf Alisons Oberschenkel legen; aber dann unterließ er es und legte sie wieder aufs Lenkrad. »Ich versichere Ihnen, dass es völlig in Ordnung ist.«

Nach etwa einer Stunde erreichten sie den Gipfel des Gebirgszugs. Die Wolken waren wieder dichter geworden und der Himmel war dunkel. Trotzdem konnte man hinunter ins Tal der Maas sehen und kilometerweit alles ringsum – Wälder, Felder und ferne Berge, als wäre man auf dem Dach der Welt.

Maurice Gray bog nach rechts in eine schmale Seitenstraße ein, wo ein Wegweiser nach Vêves stand. Er spürte, dass Alison zum ersten Mal, seit sie bei ihm eingestiegen war, unsicher zu werden schien, deshalb lächelte er beruhigend und summte ein paar Takte eines albernen französischen Liedes namens »Le Pingre de Paris«.

Die Straße schlängelte sich zwischen Feldern bergab. Der Himmel wurde so bedrohlich dunkel, dass Maurice

Gray die Scheinwerfer einschalten musste, und schließlich begann es zu regnen.

»Mein Vater wollte immer hierher zurückkommen«, sagte Alison. »Es ist wirklich urig hier, nicht wahr? Ich habe das Gefühl, mitten in einem Märchen zu sein. Wissen Sie, Dornröschen, mit den Hecken, die rund um das Schloss wachsen.«

»Sie sollten nicht zu viel lesen«, bemerkte Maurice Gray. »Lesen ist schlecht für den Geist. Kennen Sie nicht den Ausspruch: Wer das Symbol entziffert, tut dies auf eigene Gefahr.«

»Ich verstehe nicht, was das bedeuten soll.«

»Es bedeutet, dass es immer ein Risiko ist, wenn man zu tief unter die Oberfläche schaut«, antwortete Maurice Gray.

Sie kamen am Château de Vêves vorbei, einem Schloss mit runden Türmen, das angeblich Walt Disney als Inspiration für das Märchenschloss in Schneewittchen gedient haben sollte. Maurice Gray bemerkte, er könne sich kaum vorstellen, wie Walt Disney in seinem adretten Anzug hier in den Ardennen gestanden und das Château de Vêves bewundert habe. »Wer in Hollywood lebt, bewundert nie etwas, vor allem nichts, das unsterblich ist. Wenn sie in ihren verfluchten Filmen einen wunderschönen Ort, eine Burg oder einen Palast einfangen, zerstören sie ihn so sicher, als wären sie mit einem Abrisstrupp gekommen. Bei Menschen ist es genauso. Wen auch immer sie filmen, töten sie – genauso effektiv, als hätten sie statt einer Kamera eine geladene Waffe auf seinen Kopf gerichtet.«

»Ich weiß wirklich absolut nicht, was Sie damit meinen«, sagte Alison.

»Ganz einfach: Ihr Bild ist das, was Sie sind. Können Sie das verstehen? Das Bild, das Sie der Welt präsentieren, ist das, was Sie tatsächlich sind. Warum hatten afrikanische Stammesangehörige Ihrer Meinung nach früher solche Angst davor, fotografiert zu werden? Sie wussten, dass ihnen jedes Mal, wenn jemand ihr Porträt malte oder ein Foto von ihnen machte, etwas weggenommen wurde, etwas verloren ging. Ein Gesicht altert nicht automatisch, nicht durch die Jahre, sondern durch andere Menschen, die das Gesicht betrachten oder fotografieren. Sie verstehen mich immer noch nicht? Nun, Sie werden es verstehen. Es ist bei einem Gesicht genauso wie bei einem Autoreifen, wenn Sie mir diese unvoreilhaftige Metapher verzeihen wollen. Es wird durch alles, mit dem es in Kontakt kommt, verschlissen und abgenutzt. Warum tragen Ihrer Meinung nach arabische Frauen den Jaschmak? Das hat nichts mit Sittsamkeit oder Schamgefühl zu tun. Es geht darum, sich vor den Blicken anderer zu schützen und sich jung zu erhalten.«

»Ich weiß nicht«, meinte Alison. »Wollen Sie wirklich damit sagen, dass die Gesichter von Menschen altern, nur weil andere Menschen sie anschauen und fotografieren und so?«

Maurice Gray verlangsamte das Tempo und bog nach rechts ab in eine steil bergauf führende Gasse. Unter den tief hängenden Ästen der Bäume zu ihrer Linken konnte Alison ein unnatürlich grünes Feld sehen, auf dem Schafe grasten. Der Weg vor ihnen war fast dunkel und wirkte durch die dichten Bäume wie ein Tunnel, aber Maurice fuhr unbekümmert drauflos. Einen Moment lang konnte sie überhaupt nichts

sehen, bis sie plötzlich auf einen breiten Vorplatz kamen, der mit weißem Kies bedeckt war, und direkt vor ihnen stand ein riesiges gotisches Schloss. Zwischen den Türmchen und Kuppeln gab es mindestens 100 Fenster, und in den unteren Stockwerken endlose Reihen hoher Fenstertüren, die wie Quecksilber in der morgendlichen Dunkelheit glänzten und zu Festsälen und Empfangsräumen führten.

Es sah aus, als wäre durch Magie ein riesiger Londoner Bahnhof hierher in die Wälder Belgiens und auf diese Anhöhe transportiert worden und jetzt umgeben von einem romantischen Garten mit einem kreisförmigen Teich, einem Springbrunnen und Eschenhainen. Die Wirkung war überwältigend, aber gleichzeitig empfand Alison es als deprimierend, wie der Mensch in seiner Arroganz der Natur seinen Willen aufzwang. Maurice Gray hielt vor der grauen Steintreppe, und sie wünschte sich, sie hätte den Mut, ihn zu bitten, sie zurück zur Autobahn zu bringen, damit sie weiter nach Lüttich trampen könnte.

Alison schaute sich um. »Das ist unglaublich.«

Maurice Gray hatte die Hände in die Taschen seiner Jacke geschoben und lächelte. »Gefällt es Ihnen? Eigentlich ist es ziemlich vulgär. Aber kommen Sie, essen wir etwas zu Mittag. Ich führe Sie später herum. Mögen Sie Hasenbraten? Es gibt hier ungeheuer viel Wild.«

Sie stiegen die Stufen hinauf und kamen in eine riesige, fast leere Eingangshalle mit einem Boden aus gestreiftem weißem Marmor. Trotz einiger Palmen in Kübeln und eines verstaubten roten Sofas wirkte alles seltsam verlassen.

Alisons Turnschuhe quietschten auf dem Marmor, und sie blieb stehen. »Vielleicht sollten wir das Mittagessen vergessen. Warum fahren Sie mich nicht einfach zurück zur Autobahn? Ich komme von dort bestimmt problemlos weiter nach Lüttich und Sie haben Ruhe vor mir.«

»Aber ich freue mich über Ihre Gesellschaft«, sagte Maurice Gray. »Bitte lassen Sie sich nicht abschrecken, weil alles so überwältigend ist. Kommen Sie mit nach oben – ich zeige Ihnen den Turm. Der ist wirklich sehr ungewöhnlich.«

»Ach wissen Sie, mir ist das peinlich.«

»Es gibt nichts, was Ihnen peinlich sein müsste. Warum sollte Ihnen etwas peinlich sein? Bitte.« Er lächelte sie ermutigend an. »Ich bitte Sie nur um Gesellschaft beim Mittagessen.«

Alison rieb sich nervös die Hände und schwieg.

»Bitte«, wiederholte Maurice Gray. »Die Diener werden gleich hier sein.«

Alison schaute sich um. Staub schien von der Decke zu rieseln und überall lag Staub, Staub von vielen Jahren.

»Es tut mir leid«, sagte sie, »es ist mir unangenehm. Ich habe das Gefühl, dass ich aufdringlich bin.«

»Natürlich sind Sie das nicht«, versicherte Maurice Gray. »Ich war es, der Sie eingeladen hat. Da kann von aufdringlich kaum die Rede sein.«

Er lächelte, aber es wirkte kühl. »Nun kommen Sie. Während wir warten, kann ich Ihnen den Turm zeigen.«

»Ich glaube nicht, dass ich das will. Ich meine, ich weiß, es klingt dumm, aber irgendwas an diesem Ort

finde ich wirklich erschreckend. Ich glaube, ich habe noch nie jemanden gekannt, der in einem so alten Haus gewohnt hat ...«

»Alt?«, fragte Maurice Gray. »Dieses Schloss ist nicht alt. Es wurde erst 1911 fertiggestellt. Das kann man kaum alt nennen. Aber lassen Sie sich nicht abschrecken. Ich weiß, dass es ziemlich riesig ist. In unserer Familie mag es auch niemand, außer meiner Schwester, die schon immer etwas größenwahnsinnig war. Aber es ist unser Zuhause, wissen Sie, und im Sommer kann es ganz bezaubernd sein.«

»Ich glaube, ich habe einen Fehler gemacht«, sagte Alison, und es klang fast etwas panisch. »Ich sollte wirklich besser gehen. Ich bitte Sie. Wahrscheinlich finden Sie mich hysterisch. Aber die ganze Sache hat mich irgendwie überwältigt; wissen Sie, was ich meine? Es wäre mir wirklich lieber, wenn Sie mich zurück zur Autobahn bringen könnten.«

»Ohne Mittagessen?«

»Bitte. Ich bin nicht sehr hungrig.«

Maurice Gray lächelte. »Nun, Sie gegen Ihren Willen hier festzuhalten ist bei Gott das Letzte, was ich möchte. Wenn Sie kein Mittagessen mögen, verstehe ich das. Mir ist klar, dass ich etwas zu aufdringlich war. Bitte verzeihen Sie mir. Ich war einsam und gelangweilt, und ich habe nicht bedacht, welche Wirkung mein seltsames Gerede und dieses trostlos düstere Schloss auf Sie haben könnte. Es tut mir leid. Bitte verzeihen Sie mir. Sagen Sie, dass Sie mir verzeihen.«

»Jaja, ich verzeihe Ihnen«, entgegnete Alison ungeduldig.

»Das ist wunderbar. Sie müssen keine Angst vor diesem Schloss haben. Lassen Sie mich Ihnen den Turm zeigen, er ist wirklich prächtig.«

»Na gut, okay«, sagte Alison. »Aber sind Ihre Diener nicht da?«

»In der Küche, vermute ich.« Maurice Gray ging durch zwei gewaltige Eichentüren voraus in einen langen Flur mit hohen Decken und Marmorboden. Rechts führte eine breite Treppe hinauf zu den oberen Stockwerken. An den Wänden hingen Ölporträts von unzufrieden aussehenden Männern in historischen Kostümen.

»Die Familie de Rochelle«, bemerkte Maurice Gray. »Keine Angehörigen unserer Familie, das möchte ich betonen! Sehen Sie nur ihre kleinen Schweinchenaugen an! Solche Augen kriegt man erst nach Jahrhunderten voller Habgier. Die gierigste Dynastie Europas, würde ich sagen.«

Er stieg die Treppe hinauf, und Alison hatte keine andere Wahl, als ihm zu folgen. Seine schwarzen italienischen Schuhe waren perfekt poliert. Er blieb auf dem ersten Treppenabsatz stehen und zeigte ihr einen Schrank mit Sèvres-Porzellan. »Sehen Sie dieses Dinnerservice? Es wurde ursprünglich für Ludwig XVI. angefertigt. Es besteht aus 485 Teilen, und jedes einzelne Stück ist von Hand bemalt.«

Sie hatten den zweiten Treppenabsatz erreicht, als sich eine Seitentür öffnete und ein junger Belgier erschien. Er war dünn und schwächling, hatte eine spitze Nase und seine Haare standen zu Berge wie bei einem Kakadu.

»Ah, Paul«, sagte Maurice Gray. »Ich habe mich schon gefragt, wo Sie sind. Ich habe diese junge Dame

zum Mittagessen eingeladen, wenn Sie das arrangieren könnten.«

Der junge Mann starrte Alison aus wässrig grauen Augen an. Dann nickte er und sagte mit einem starken flämischen Akzent: »Natürlich, Mr. Gray. Ich rufe Sie, wenn wir bereit sind.«

Alison fühlte sich wohler, seit sie wusste, dass sie nicht allein mit Maurice Gray war. In ein sonderbares gotisches Schloss mitten in den belgischen Wäldern zu geraten erinnerte ein wenig zu sehr an den Beginn eines Horrorfilms, und obwohl sie sich immer wieder sagte, dass Maurice Gray ein durch und durch respektabler Mann sei, dass es Tag sei und es hier vermutlich viele andere Leute gab, fühlte sie sich doch seltsam beklommen, als sie eine weitere Treppe hinaufstiegen. Durch eines der Turmfenster konnte sie den Kieshof draußen sehen, die leuchtend grünen Gärten und den tintenfarbenen Himmel. Maurice Grays Auto, das an der Treppe geparkt war, sah so winzig aus wie ein Spielzeug.

»Ich habe hier oben ein eigenes Zimmer«, sagte er. »Es ist der einzige Ort, an dem ich Einsamkeit finden kann. Ich kann über die Wälder schauen und mir vorstellen, Herrscher über alles zu sein, was ich überblicke.«

»Sie haben wirklich eine fantastische Aussicht«, sagte Alison.

Sie erreichten Maurice Grays Zimmer. Es war verhältnismäßig klein, nicht länger als sechs Meter und nicht breiter als viereinhalb Meter. Es hatte ein gotisches Bleiglasfenster, das nach Westen hinausging, der

Boden bestand aus gewachsenen Eichendielen, die mit einem blaugrauen Perserteppich bedeckt waren. Es gab keine Bilder an den Wänden, und die Einrichtung war spärlich: ein Eichenbett mit einer weißen Decke aus Brüsseler Spitze und ein Schreibtisch mit einem Stuhl.

»Ein bisschen klösterlich, wenn ich das so sagen darf«, bemerkte Alison.

Maurice Gray nickte amüsiert. »Da haben Sie recht. Aber nachdem man absolut alles verkostet hat, jeden Wein getrunken und alle Spielarten der Liebe erlebt hat – nun, was bleibt dann noch außer dem Mönchtum?«

»Können wir jetzt hinuntergehen?«, fragte Alison.

»Natürlich. Aber lassen Sie mich Ihnen zuerst noch den Blick aus dem Uhrenzimmer zeigen.«

Sie kletterten die letzte Treppe hinauf – eine eng gewundene Spirale mit dekorativen eisernen Stufen. Ihre Schritte hallten bis in den Flur am Fuße des Turms wider. An der Spitze befand sich ein kleiner dunkler Raum, in dem die vier Uhren des Turms langsam tickten. Nur durch ein winziges Beobachtungsluch neben dem Ziffernblatt der östlichen Uhr drang etwas Licht in den Raum.

»Schauen Sie mal raus«, sagte Maurice Gray. »Sie werden staunen, was Sie alles sehen können.«

Alison beugte sich vor und spähte durch das Loch. Ein plötzlicher Sonnenstrahl beleuchtete ihr rechtes Auge wie bei der Untersuchung durch einen Optiker. Ein Auge so blau wie eine Kornblume. Maurice Gray stand ruhig und in lässiger Haltung hinter ihr.

»Ich kann den Springbrunnen sehen«, sagte Alison.

»Und was noch?«

»Die Ställe. Jedenfalls sieht das aus wie Ställe.«

Maurice Gray zog ein kurzes Messer mit breiter Klinge aus seiner Innentasche. Die Klinge leuchtete hell in der Düsternis des Uhrenzimmers.

»Was sehen Sie hinter den Ställen?«, fragte er.

»Einen Obstgarten, denke ich. Eine Birnenplantage.«

»Ja«, sagte Maurice Gray. »Die besten Williams-Birnen.«

Das Uhrwerk tickte und surrte. Maurice Gray trat näher zu ihr. »Es ist fast Mittag. Wir sollten jetzt runtergehen, bevor die Uhr anfängt zu schlagen. Sonst dröhnen uns für den Rest des Nachmittags die Ohren.«

»Ist das ein Kräutergarten dort hinter der Mauer?«, fragte Alison.

Maurice Gray beugte sich vor, als wollte er durch das Loch spähen. Stattdessen stieß er Alison sein Messer in den Rücken. Es drang mit einem hörbaren Knirschen zwischen dem vierten und fünften Lendenwirbel ein und durchtrennte das Rückenmark. Mit einem ersticken Laut sank Alison auf den staubigen Holzboden.

Maurice Gray betrachtete sie einen Moment lang. Er ließ das Messer in ihrem Rücken stecken. Er hatte sie mit dem Stich nur lähmen wollen und nicht die Absicht gehabt, sie zu töten. Wenn er jetzt das Messer herauszöge, würde sie verbluten. Er wischte sich sorgfältig die Finger ab und beugte sich vor, um ihr ins Gesicht zu sehen.

Sie war weiß. Schlimmer als weiß, fast blau. Ihr Atem ging schnell, kurz und ungleichmäßig wie der

Atem eines Menschen, der einen Albtraum hatte. Ihre Augen waren immer noch weit geöffnet, aber sie konnte sich nicht bewegen.

»Sehr gut«, sagte Maurice Gray. »Ein perfekter Stich.«

Die Tür zum Uhrenraum öffnete sich und Paul, sein belgischer Diener, kam herein. Er hatte inzwischen seine Jacke ausgezogen und die Ärmel hochgekrempelet. Er rauchte eine amerikanische Zigarette und beachtete Alison gar nicht. Stattdessen nahm er die Zigarette aus dem Mund und schnippte die Asche auf den Boden.

»Sie waren nicht lange weg, Monsieur«, bemerkte er.

»Wie Sie sehen, hatte ich Glück.«

Es wurden keine unnötigen Worte zwischen ihnen gewechselt. Gemeinsam hoben sie Alison hoch, wobei Maurice Gray die Füße nahm und Paul sie unter den Armen packte. Vorsichtig trugen sie das Mädchen die Wendeltreppe hinunter. Alison wimmerte nur einmal, aber keiner von ihnen nahm Notiz davon. Draußen begann es erneut zu regnen, und die Tropfen prasselten geräuschvoll gegen die Fenster, als forderten sie ihre Aufmerksamkeit.

»Ich habe sie in Bouillon gefunden«, sagte Maurice Gray. »Sie ist allein in Europa per Anhalter unterwegs gewesen. Es wird Monate dauern, bis sie jemand vermisst, und bis dahin wird jeder, der sie gesehen hat, es vergessen haben.«

»Mademoiselle wird sich freuen«, meinte Paul.

Sie trugen Alison in Maurice Grays Zimmer und legten sie auf den Perserteppich. Paul zog die weiße Spitzendecke vom Bett, unter der ein weißes, gestärktes

OP-Laken zum Vorschein kam. Sie hoben Alison hoch und legten sie mit dem Gesicht nach unten aufs Bett. Der Griff des Messers ragte noch immer aus ihrem gelben Anorak.

»Hat Mr. Forbes angerufen?«, fragte Maurice Gray. Er zog seine Jacke aus und hängte sie über die Rückenlehne des Stuhls.

»Noch nicht, Monsieur.«

Maurice Gray musterte Alisons Gesicht. Ihre Augen starrten ihn in hilfloser Angst an. *Was hast du mit mir gemacht? Was ist passiert? Bitte – ich kann mich nicht bewegen. Bitte – ich kann nichts mehr fühlen.* Maurice Gray lächelte. »Ja, ich kann mir vorstellen, wie beängstigend es sein muss, vollkommen hilflos zu sein. Aber keine Sorge, meine Liebe, das ist bald vorbei. Bald wirst du Frieden finden.«

Paul schnürte Alisons Schuhe auf und stellte sie ordentlich ans Fußende des Betts. Dann griff er unter sie, öffnete ihren Gürtel sowie den Reißverschluss und streifte ihre Jeans ab. Sie hatten dunkle feuchte Flecken: Durch Maurice Grays Stich hatte sie die Kontrolle über ihre Körperfunktionen verloren. Paul stand schweigend dabei, während Maurice Gray den kleinen rosa Baumwollslip herunterzog, ihn einen Moment lang an sein Gesicht drückte und den Duft eines jungen Mädchens, seine Hilflosigkeit und Angst einatmete.

Mit einer Schere zerschnitten sie die Rückseite ihres Anoraks und des Pullovers bis zum Griff des Messers, sodass sie Alison ausziehen konnten, ohne die Klinge herausziehen zu müssen. Sie trug keinen BH, nur ein silbernes Kruzifix um den Hals. Auf ihrem Rücken, direkt über den breiten Hüften, befand sich ein Muster

aus fünf Muttermalen. Der Griff des Messers ragte wie ein Fremdkörper aus ihr heraus.

»Das Verbandsmaterial«, sagte Maurice Gray.

Paul öffnete die oberste Schublade des Schreibtisches und holte eine Packung steriler Verbandstoffe heraus. Maurice Gray schnitt sie auf und legte alles auf dem Bett bereit. Dann zog er langsam das Messer heraus. Sofort quoll dunkelrotes Blut aus der Wunde und floss zu beiden Seiten der Taille hinunter, aber Maurice Gray drückte schnell Verbandstoff auf die Wunde und klebte ihn fest.

»Gut«, sagte er mehr zu sich selbst als zu Paul.
»Kann ich bitte die Instrumente haben?«

Paul hatte bereits aus der zweiten Schublade einen kleinen, mit dunkelblauem Samt gefütterten Instrumentenkoffer aus Mahagoni geholt. Er legte ihn neben das blutverschmierte Messer. Neben Klammern und Nähadeln enthielt der Koffer ganze Reihen chirurgischer Skalpelle. Maurice Gray ergriff eines davon und hielt es prüfend hoch.

»Sie wurden alle heute Morgen geschärft«, sagte Paul, als befürchtete er kritisiert zu werden. Maurice Gray lächelte nur etwas ungeduldig und beugte sich dann über Alisons nackten Rücken.

»Du könntest mir einen Brandy bringen. Das wird mindestens eine oder zwei Stunden dauern.«

»Möchten Sie auch etwas essen?«, fragte Paul.

Maurice Gray warf ihm einen gereizten Blick zu.
»Ich glaube nicht, dass sie im Moment Hunger hat. Ich würde sie lieber betäuben, als sie aufzuregen.«

Paul nickte, um zu zeigen, dass er verstanden hatte. Es war unverkennbar, dass er in Zeiten wie diesen das

Gefühl hatte, Maurice Gray seine Verachtung zeigen zu können. In Zeiten wie diesen war Maurice Gray am schwächsten. Wie jeder Mann, der seinen zwanghaften Gelüsten frönt.

Dank seiner langjährigen Erfahrung arbeitete Maurice Gray zügig und mit sicherer Hand. Er zog einen Schnitt von Alisons Nacken hinunter zu der Stelle, wo das Messer eingedrungen war. Er schnitt lediglich die Oberhaut durch, die Epidermis, die nur einen Zehntelmillimeter dick ist. Es blutete nicht, weil sich nur in der unteren Hautschicht, der Lederhaut, Blutgefäße befinden. Er summte erneut einige Takte aus »Le Pingre de Paris«.

Aus seinem Koffer holte er ein Instrument, das einer Tortenschaukel ähnelte. Er führte die flache, dreieckige Klinge seitlich in den Schnitt ein, den er in Alisons Rücken gemacht hatte, und begann langsam, die Außenhaut von ihrem Körper abzulösen. Es gab ein leises, reißendes Geräusch, als die unterste Schicht der Epidermis, die Basalschicht, von der Lederhaut abgetrennt wurde.

Alison war nicht fähig, sich zu bewegen oder zu sprechen, aber sie war durchaus in der Lage, Schmerzen zu empfinden. In der äußeren Hautschicht gibt es zwar kaum Nervenenden, dafür aber Tausende feiner Sinnesnerven in der Basalschicht, und die Qual, als diese abgerissen wurde, war irrsinnig. In blankem Entsetzen starrte sie Maurice Gray an, und ihr Atem wurde so rau wie eine Säge.

Maurice Gray arbeitete systematisch und geradezu mit Eleganz weiter. Er entfernte die gesamte Haut des

Rückens, ohne sie zu zerreißen, und sah zufrieden, wie fein und weich sie war. Unter der angehobenen Haut war Alisons Rücken scharlachrot wie ein rohes Steak.

Paul schaltete die Nachttischlampen ein, während Maurice Gray die Haut von Alisons Schultern und ihrem Hals schälte. Dann drehten sie das Mädchen um, sodass es auf dem Rücken lag und in hilfloser Verzweiflung an die Decke starrte.

»Ganz schön, finden Sie nicht?«, fragte Maurice Gray und trat einen Schritt zurück. Alison war vollbusig, hatte eine schmale Taille und ihr Bauch war noch jugendlich flach. Maurice Gray rieb ihre feinen blonden Schamhaare zwischen seinen Fingern, als würde er Tabakblätter prüfen. »Ziemlich schön. Und kaum ein Makel.«

Er schnitt einen Kreis um ihren Hals, sodass er die Haut ihres Gesichts und die Kopfhaut abtrennen konnte. Dann löste er mit seiner dreieckigen Klinge die Haut von ihrem Schlüsselbein und den Brüsten und riss sie schließlich mit einem Ruck ab. Alison schloss die Augen. Die Schmerzen mussten unerträglich sein. Ihre Lippen öffneten und schlossen sich, und aus Erfahrung wusste Maurice Gray, dass sie wahrscheinlich ein Gebet sprach.

O Gott, lass mich bitte tot sein.

Er schnitt und riss weiter und zog nach und nach einen Mantel aus Haut, der einst Alison umhüllt hatte, von ihrem grausig geröteten Körper ab. Er ähnelte einem durchsichtigen Umhang und erinnerte ihn immer an Peter Pans Schatten, einen Schatten, der sich nach und nach von seinem Besitzer löste, bis er ein Eigenleben annahm.

Geschickt schnitt er mit dem Skalpell rings um Alisons Nabel herum und löste die Hautfalten. Er schnitt um ihre Fingernägel herum und streifte die Haut von ihren Händen wie dünne wachsfarbene Handschuhe. Mit seinem Daumen öffnete er ihre Vulva und schnitt in die Innenseite der Schamlippen, damit er die Haut von ihrem Venushügel abheben konnte. Danach löste er die Epidermis von ihren Schenkeln und Knien und schließlich von den Fußsohlen, wo die Haut viel dicker war, fast einen Millimeter. Das Geräusch dabei klang, als würde man Klebeband abreißen.

Draußen wurde es mittlerweile zunehmend dunkel. Der Regen prasselte gegen das Fenster. Alison lag auf dem Bett, ihr ganzer Körper war geschält und mit gelblich glänzender Lymphe überzogen. Nur ihr Gesicht musste noch gehäutet werden, und das würde viel Zeit und Konzentration erfordern. Maurice Gray hob vorsichtig die intakte Körperhaut hoch und reichte sie Paul, der sie auf einem sauberen Laken auf dem Boden ausbreitete. Maurice Gray schwitzte und musste sich mit seinem Taschentuch das Gesicht abtupfen.

»Das Beste, was Sie je gemacht haben, Monsieur«, bemerkte Paul mit gespielter Unterwürfigkeit. Das sagte er immer, auch wenn Maurice Gray versehentlich die Haut aufgerissen oder ungenau geschnitten hatte.

»Bringen Sie es Mademoiselle«, befahl er scharf. »Sagen Sie ihr, dass ich nicht lange brauche für das Gesicht.«

»Sehr wohl, Monsieur.«

Als Paul gegangen war, beugte sich Maurice Gray über Alison und sah ihr ins Gesicht. Sie starrte ihn an, ohne ihn wahrzunehmen, und er wusste, dass sie unvorstellbar litt. Wenn er ihr nur erzählen könnte, wie sehr er gelitten hatte, er und seine ganze Familie. Es hieß: ein Leben für ein Leben, eine Haut für eine Haut. Sie tat ihm aufrichtig leid und er empfand echte Reue. Aber wenn sie gewusst hätte, wie qualvoll sein Leben gewesen war, wie furchtbar, wie bedroht, wie verdammt, hätte sie zumindest verstanden, warum sie so qualvoll sterben musste, auch wenn sie es ihm vielleicht nicht hätte vergeben können.

Er stach mit der Spitze seines Skalpells neben ihr Auge und zog die Haut der Wange ab. Ihr Auge beobachtete ihn die ganze Zeit, sie wusste, was er tat, und konnte sich nicht wehren. Er machte die üblichen sauberen Schnitte unter den Nasenlöchern und um den Mund herum. Die Haut der Lippen löste sich wie die abgeworfenen Kokons exotischer Motten.

Schließlich hatte er die gesamte Gesichtshaut entfernt, und nun war sie vollständig enthäutet. Ihr Körper leuchtete scharlachrot und war von einer schleimigen Flüssigkeit überzogen. Schön und gequält, dachte er. Ein nacktes Opfer für die Zukunft.

Nur noch ein Mal öffnete sie die Augen. Er verstand ihre Botschaft. Er nickte lächelnd, nahm das Skalpell in eine Hand, warf ihr mit der anderen einen Kuss zu und machte dann schnell einen tiefen Schnitt über ihre Kehle.

Seine rechte Hand war voller Blut, als er einen Schritt zurücktrat. Eine gute Art zu sterben, dachte er. Eine kurze Stunde schrecklichen Leidens, gefolgt von

einer schnellen Erlösung. Das Leid, das sie erduldet hatte, würde ihr den Zugang zum Himmel sichern, sodass sie neben St. Katharina und Jeanne d'Arc sitzen konnte und nicht unnötig im Fegefeuer verweilen musste.

Paul kam mit einer weißen Serviette zurück, in die er die Gesichtshaut hüllte, und verschwand dann wieder. Maurice Gray ging die Treppe hinunter in den zweiten Stock und durch den Korridor, dessen Dielenbretter geräuschvoll knarnten, ins Badezimmer, um sich die Hände zu waschen. Während das Blut über das weiße Porzellan des Beckens lief, betrachtete er sich im Spiegel und fand, dass er ziemlich müde aussah. Es würde nicht lange dauern, bis man den Nächsten finden musste. Er und Cordelia mussten fast immer gleichzeitig nach neuen Menschen suchen. Sie spät im Herbst, er mitten im Winter. Es ermüdete ihn. Und es tat ihm weh. Aber was konnten sie sonst schon tun?

Er verschränkte die Hände vor dem Gesicht, als würde er meditieren. Die Jahre lasteten so schwer auf ihm.

Er ging den Korridor entlang zur Bibliothek. Angesichts der Größe des Schlosses war es eine kleine Bibliothek, dicht gefüllt mit Büchern, einige davon alt und in rissiges Leder gebunden, die meisten jedoch modern. Fast alle drehten sich um Schönheit, Kosmetik und Chirurgie. Linus Pauling und Michael DeBakey. Aber Maurice Gray beachtete keines der Bücher. Er ging direkt zu dem Eichenschrank in der Ecke, schloss ihn auf und holte eine Karaffe Brandy heraus. Mit zitternden Händen füllte er ein Glas.

»Wer unter die Oberfläche schaut, tut dies auf eigene Gefahr«, zitierte er sich selbst. »Wer das Symbol entziffert, tut dies auf eigene Gefahr.«

Er ging zum Fenster und blickte hinaus. Natürlich hatte er Alison Lügen erzählt. Das Schloss hatte zwar einst dem Grafen von Rochelle gehört, aber die Familie Gray hatte es ihm schon vor Jahren abgekauft. Damals war es heruntergekommen und verlassen gewesen, und die Hälfte des Daches war eingestürzt. Wer mochte wissen, was der Graf de Rochelle jetzt tat? Wahrscheinlich war er tot oder betrunken oder halb tot oder halb betrunken.

Maurice Gray bekreuzigte sich und betete ohne jede Hoffnung, dass Gott ihm vergeben würde, wozu er gezwungen worden war.

Fast zwei Stunden lang saß er in der Bibliothek und dachte an die tote Alison Shrader und an das Opfer, das sie gebracht hatte. Ja, sie war in den Stunden ihres Leidens eine Heilige geworden. Unbekannt, nicht kanonisiert, aber trotzdem eine Heilige. Maurice Gray trank drei große Gläser Brandy, bis er es im Kopf spürte und er sich nicht mehr sicher war, ob er ohne Schwanken gehen konnte.

Draußen war tiefdunkle Nacht, als er auf einmal Grammofonmusik hörte, die durch die Gänge hallte. L'Arlésienne von Bizet, eines der Lieblingsstücke von Cordelia. Er erhob sich aus seinem Sessel, doch gerade in diesem Moment erschien Paul mit einem Glas Perrier-Wasser und einem überheblichen Lächeln in der Tür der Bibliothek.

»Miss Gray ist jetzt bereit, Sie zu sehen, Monsieur«, sagte er.

Graham Masterton bei FESTA:

Der Ausgestoßene

Die Opferung

Bluterbe

Irre Seelen

Das Atmen der Bestie

Bestialisch

Grauer Teufel

Die Schlaflosen

Katie Maguire: Bleiche Knochen

Katie Maguire: Gequälte Engel

Katie Maguire: Bleiche Knochen

Der Höllenpanzer

Fleisch & Blut

Das Haus von Jack Belias

Das Bildnis des Bösen

Infos, eBooks & Leseproben:

www.Festa-Verlag.de



GRAHAM MASTERTON ist einer der erfolgreichsten Autoren moderner Spannungsromane. Er schreibt Thriller, Horrorromane und erotische Ratgeber. 1975 erschien mit *Der Manitou* sein erster unheimlicher Roman, der sofort zum Bestseller wurde und mit Tony Curtis und Susan Strasberg in den Hauptrollen verfilmt wurde. Inzwischen sind etwa 80 Horrorromane erschienen, deren verkaufte Auflage bei über 20 Millionen liegt. Seine Website: www.grahammasterton.co.uk. »Leute zu erschrecken hat mir schon als kleiner Junge Spaß gemacht«, erklärt er vergnügt. »Als ich elf war, schrieb ich eine Story über einen Mann ohne Kopf, der aber immer noch singen konnte und der ständig *Tiptoe through the tulips* (Auf Zehenspitzen durch die Tulpen) trällerte. Vor Kurzem traf ich einen Schulfreund, der sich immer noch sehr gut an diese Geschichte erinnert. Er gestand mir, dass ihm heute noch, sobald er einen Topf mit Tulpen sieht, ein Schauer über den Rücken läuft.«